

gift

zeitschrift für freies theater

03/2020



Ein Portrait der Wiener Künstlerin,
Choreografin und Performerin

Elisabeth Bakambamba Tambwe

„Ich habe mich immer für das Paradoxon interessiert“, sagt sie, „weil ich ständig das Gefühl hatte: Wenn etwas gezeigt wird, ist eigentlich das Gegenteil der Fall. Eine völlig dichotomische Dynamik. Das bedeutet für mich, dass es stets etwas hinter der Leinwand gibt. Die Bilder hinter der Realität, die man sehen muss.“ Sie spricht von ihrem Geburtsland, dem Kongo: „Ein problematisches Land“, weil es noch heute Fremdbesitz zu sein scheint, wann auch nicht mehr der des belgischen Königs Leopold II., sondern von „Firmen, die der Politik Geld geben, von Ländern wie Frankreich, England und den USA“.

Elisabeth Bakambamba Tambwe, die inzwischen zu den prägenden Persönlichkeiten der Wiener Tanzszene zählt, erinnert sich, wie sie im Alter von vier Jahren mit ihrer Familie von einem Tag auf den anderen aus Kinshasa – „dort bin ich zwar geboren, aber meine Eltern kommen aus der kongolesischen Provinz Kasai“ – verschwinden musste. Der Vater hatte Jus studiert, auch in Frankreich. Er war gerade von dort zurückgekommen, um im Regierungsumfeld zu arbeiten, als Berichte von Verhaftungen die Runde machten. „Es stellte sich heraus, dass kürzlich drei Leute mit dem Namen Tambwe gestorben sind. Sie haben nach jemandem mit dem Namen Tambwe gesucht.“ In aller Stille wurden Haus und Grund verkauft.

“

„Man kann die Zeichen nicht loswerden,
also muss man lernen, mit ihnen zu spielen“



Freud
© Eva Lenhardt



Die Eltern setzten sich mit ihrer einzigen Tochter und deren drei Brüder erst nach Belgien ab und siedelten sich dann in Lille an. Erst kam die Begeisterung: „Frankreich, das Land der Menschenrechte, der Diversität, Liberté, Egalité, Fraternité – all das machte uns glauben, wir kommen ins Land der Träume, ein Eldorado, in dem alles möglich sein würde.“ Dann die Ernüchterung: „Als Erstes hat man in der Schule von uns verlangt, dass wir aufhören, unsere Sprache zu sprechen.“ Tambwes Muttersprache ist Tschiluba, ihre Umgangssprache Lingala, denn „wir sind Teil der Ethnie der Baluba“, die auch im für seinen Diamantenreichtum bekannten kongole-sischen Distrikt Kasai beheimatet ist.

Elisabeth und ihre Geschwister besuchten in Lille die katholische Pri-vatschule École Thérèse D'Avila. Es war kein ermutigendes Erlebnis. Die Schülerin beschloss, sie würde nie die französische Nationalität anneh-men, verabschiedete sich von der Kirche und wechselte an eine öffentliche Schule. Dort begann sie sich für Kunst zu interessieren. Nach der Matura studierte sie an der École des Beaux-Arts in der nordfranzösischen Stadt Tourcoing. Sieben Jahre nach dem Abschluss kam sie nach Wien.

Während der gut eineinhalb Jahrzehnte, in denen die Choreografin, Performerin und Künstlerin nun schon in Österreich lebt, hat sie ihre Ar-beiten unter anderem bei den Wiener Festwochen, bei Impulstanz, dem Steirischen Herbst und dem Donaufestival sowie im Tanzquartier, WUK und brut gezeigt. Im September 2011 zeigte das WUK ihre Stück-Installation Golden Baby, in der Adriana Cubides als Performerin zu sehen war. Davor war Tambwe bereits mit *React in silence, please!* (2008) und *Anomalic* (2010) aufgetreten. Durch Golden Baby hat sie sich in Wien als Künstlerin etabliert. Und gleich ein Paradoxon beleuchtet, das sich erst zeigt, wenn man „hinter die Leinwand“ schaut – hier jene des Songs *My Golden Baby*, den Tambwe in der Interpretation von Peter Alexander vorspielte.

Das Lied stammt aus der Operette *Die Blume von Hawaii* des bekann-ten ungarisch-jüdischen Komponisten Paul Abraham, uraufgeführt 1931 in Leipzig. Als die Nationalsozialisten am 30. Jänner 1933 in Deutschland an die Macht kamen, galt Abrahams Musik als „entartet“. Er zog sich nach Buda-pest zurück und musste 1940 fliehen. Alexanders *My Golden Baby* war eine von zahlreichen Coverversionen des Liedes. Eine Filmaufnahme zeigt den Entertainer jedoch, wie er es Anfang der 1960er Jahre in Blackfacing-Mas-ke trällert. Darüber, dass derlei Auftritte diskriminierend sind, wurde erst rund ein Vierteljahrhundert später zu reden begonnen. Mit ihrem Stück erinnerte Tambwe also indirekt auch an das Schicksal von Paul Abraham. Keine der seither entstandenen Performances und Installationen von Eli-sabeth Tambwe bedienen einen „unschuldigen Blick“. Weder *Fit In* (2015)



Approximation linéaire
© Esther Stocker



Las Meninas
© dig up productions, Tanzquartier

– über das Industrieopfer Huhn als Symbol für Monstrositäten, die sich westliche Gesellschaften leisten – noch *Las Meninas* (2015, mit Bezug auf das gleichnamige Gemälde des Spaniers Diego Velázquez von 1656) oder *Congo Na Chanel* (2017) oder zuletzt *Carré Noir* (2020, eine Performance angeregt von Kasimir Malewitschs 1915 geschaffenen Bild *Das Schwarze Quadrat*).

Elisabeth Tambwe arbeitet an der Schnittstelle von Performance, Choreografie und bildender Kunst. Ihr Interesse für Letztere hatte sie bereits als Jugendliche in der Schule entdeckt: „Ich schrieb mich dort für Kurse in Ästhetik und Bildanalyse ein, weil ich gesehen habe, wie wichtig es in dieser christlichen Gesellschaft mit ihren vielen Codes ist, zu verstehen, wie diese Bilder zu lesen sind. Man kann die Zeichen nicht loswerden, also muss man lernen, mit ihnen zu spielen. Ich lernte schnell, wie man einen Körper in Räumen zeigt und verschiedene Perspektiven einnimmt.“

So reflektierte sie früh über ihre künstlerische Position und zugleich über ihre Verortung in der Gesellschaft: „Ich habe meine Geschichte wie ein Kreuz auf den Schultern getragen. Wie ein Opfer. Immer die Verantwortung auf andere abgeschoben. Doch ich habe realisiert, dass ich das ändern muss, sonst würde ich mein Leben mit Jammern verbringen.“

An der Kunstschule in Tourcoing „habe ich mich erst mit Malerei beschäftigt, dann mit Skulptur und dem Raum, mit einer ‚architecture organique‘. Und ich entdeckte, dass mein Hauptaugenmerk auf dem Anderen, dem Publikum, lag: Wie sehen sie sich’s an. Also habe ich ein Dispositiv geschaffen, um das Publikum dazu zu bringen, im Raum zu tanzen. Näher zu kommen, von unten zu schauen, zu liegen. Ich fand, das wäre interessant, um den Körper besser zu verstehen. Daher habe ich angefangen, mehr mit Leuten

zusammenzuarbeiten, die in Choreografie und Körperforschung involviert waren.“

Heute verknüpft Tambwe ihr Leben als Künstlerin mit dem einer Partnerin und Mutter zweier Kinder. Außerdem hat sie vor drei Jahren mit Château Rouge im 12. Bezirk einen eigenen multidisziplinären Kunstraum für kritische künstlerische Begegnungen gegründet. Eine neue Herausforderung. Tambwe will „stets einen anderen Zugang und eine andere Art, den Anderen wahrzunehmen und zu inkludieren“ erreichen. Denn „mir geht es immer darum, meine Position zu hinterfragen,“ die einer Partnerin und Mutter zweier Kinder. Außerdem hat sie vor drei Jahren mit Château Rouge im 12. Bezirk einen eigenen multidisziplinären Kunstraum für kritische künstlerische Begegnungen gegründet. Eine neue Herausforderung. Tambwe will „stets einen anderen Zugang und eine andere Art, den Anderen wahrzunehmen und zu inkludieren,“ erreichen. Denn „mir geht es immer darum, meine Position zu hinterfragen.“

Helmut Ploebst



Elise Tambe
© Olivier Ligers